

LORENZ S. BECKHARDT  
Der Jude mit dem Hakenkreuz

 aufbau



LORENZ S. BECKHARDT

# Der Jude mit dem Hakenkreuz

*Meine deutsche Familie*

 aufbau

Mit 35 Abbildungen

Der Stammbaum von Lorenz S. Beckhardt  
befindet sich auf der Schutzumschlagrückseite.



ISBN 978-3-351-03276-0

Aufbau ist eine Marke der Aufbau Verlag GmbH & Co. KG

1. Auflage 2014

© Aufbau Verlag GmbH & Co. KG, Berlin 2014

Einbandgestaltung hißmann, heilmann, Hamburg

Satz und Reproduktion LVD GmbH, Berlin

Druck und Binden CPI – Clausen & Bosse, Leck

Printed in Germany

[www.aufbau-verlag.de](http://www.aufbau-verlag.de)

# I

## Die Rückkehr

Das der Krieg längst vorbei war, konnte man in Sonnenberg riechen. Ein wunderbarer, die Nase erfüllender Kaffeeduft verbreitete sich, überdeckte die milde Herbstluft eines sonnigen Oktobertages und strömte durch alle Gassen, bis es schließlich das ganze Dorf roch: Fritz Beckhardt war wieder da. Mein Großvater hatte als Erstes den Kaffeeröster angeheizt, der unübersehbar seit 1926 das ganze rechte Schaufenster seines Ladens füllte. Da stand er in einem weißen Kittel und blickte konzentriert auf das runde Sichtfenster in der von einer Gasflamme erhitzten Trommel, in der die Kaffeebohnen durch eine Schaufel unablässig gerührt wurden. Er beobachtete die allmähliche Verfärbung der Kaffeebohnen und entnahm gegen Ende der Röstung in immer kürzeren Abständen kleine heiße Probenmengen, um bloß nicht den Moment zu verpassen, in dem die Bohnen das richtige Braun und der Kaffee damit das gewünschte Aroma hatten. Kaffee rösten, das konnte nur er im Dorf, das war schon immer eine seiner großen Leidenschaften gewesen, die ihm zudem einen Vorsprung vor den Konkurrenten verschaffte.

Brasil Santos hieß die Kaffeesorte, die Fritz am häufigsten verwendete. Sie war das Rückgrat seiner Mischungen, der milden, der würzigen, der magenschonenden oder der preiswerten Hausmischung. Der grüne Rohkaffee lagerte in großen Säcken im Zoll in Biebrich, in einem Wiesbadener Vorort direkt am Rhein. Von dort hatte Kurt, mein Vater, am Tag zuvor nur wenige Kilogramm geholt, denn Kaffee war 1950 ein Luxusgut, auf dem neben dem Einfuhrzoll auch noch hohe Steuern lagen und den sich folglich nur wenige Kunden leisten konnten.

Bis 1933 war das eigenhändige Mischen und Rösten von

Kaffee für Fritz noch ein gewinnbringendes Geschäft gewesen. Er verkaufte den Kaffee nicht nur im eigenen Laden, sondern belieferte auch zahlreiche Gaststätten in der Umgebung. Doch 16 Jahre später kauften die Sonnenberger das braune Luxuspulver nur fünfziggrammweise, wenn überhaupt.

An jenem Herbsttag des Jahres 1950 stand Fritz in seinem Schaufenster, röstete Kaffee und wartete auf Kundschaft, aber niemand kam. Es war der Tag der Wiedereröffnung des Geschäfts, das Fritz im Februar 1934 nach einem vernichtenden Boykott der örtlichen Bevölkerung hatte schließen müssen. Mit einem altmodischen Vervielfältigungsapparat hatten er und Kurt am Vortag stundenlang Flugblätter hergestellt. Die Preise der Waren hatten sie von Hand in eine Wachsmatrize gekratzt, diese in einen rechteckigen Kasten gelegt, in dessen Deckelklappe ein Tuch eingespannt war. Zwischen Matrize und Tuch wurde ein Blatt Papier gelegt, das Tuch wurde heruntergedrückt und mit schwarzer Farbe bestrichen. So hatten sie jedes Flugblatt einzeln gedruckt, und Kurt hatte sie danach bis zur hereinbrechenden Dunkelheit im Dorf verteilt. Mehr Werbung war nicht drin, zu mehr reichte das Geld nicht. Als Fritz am nächsten Morgen das Geschäft aufschloss, war er noch guter Dinge, und Kurt lief an seinem ersten Tag als Juniorchef eines, wie er vom Hörensagen wusste, einstmals erfolgreichen Unternehmens nervös hinter der Theke auf und ab.

Das Innere des Ladens hatte sich nicht verändert, seit Karl Pfeiffer das Geschäft übernommen hatte. Der Nazi hatte keinen Pfennig in eine neue Ausstattung investiert, als hätte er gehaut, dass der Jude überleben und zurückkommen werde. Den Kaffeeröster, den Pfeiffer nicht bedienen konnte, hatte er im Schaufenster verstauben lassen. Die Eingangstür aus Glas mit braunem Holzrahmen stammte noch von 1898. Das zweite Schaufenster links vom Eingang zeigte Stoffe und Textilien, denn die Firma existierte seit mehr als hundert Jahren als Gemischtwarenhandlung. An den Wänden des Verkaufsraums

standen deckenhohe Regale voller Textilien und aufeinander-geschichteter Stoffballen.

An der Stirnseite befanden sich Schränke mit Schubladen für Lebensmittel. Weiße Emailschilder verrieten, ob sich Weizen- oder Roggenmehl, Zucker, Kaffee, Tee, Reis, Nudeln oder Hülsenfrüchte darin befanden. Ein Speiseölbehälter aus Zink, mit einem gläsernen Abfüllstutzen, der auf einen ganzen, einen halben und einen viertel Liter geeicht war, hing an der Wand. Ringsum lief eine schwere Eichentheke, vor der die Kunden üblicherweise auf Bedienung warteten. Die Luft im Raum war trocken, und wenn Fritz nicht gerade Kaffee röstete, roch es nach Staub und Mottenpulver. Pausenlos brannten ein paar Glühbirnen, denn es drang nur wenig Tageslicht durch die vollgestellten Fenster.

Fritz blickte hinaus auf die Straße. Pfeiffer hatte, als absehbar war, dass er das Haus und das Geschäft zurückgeben müsse, auf der gegenüberliegenden Straßenseite einen Schuppen angemietet und seine Waren hinübergetragen. Es war ein ebenerdiger Verschlag mit einer Fläche von etwa drei mal sechs Metern, dessen Außenwände zur Hälfte aus Backsteinen und darüber aus Holz waren.

Abends beleuchtete eine schummrige Gaslaterne die Straße, die kleinen Fenster mit den spärlichen Auslagen und die klapprige Holztür. Vor dem Verschlag war ein Gemüsegarten mit grünen Latten eingezäunt, hinter dem der Rambach vom Taunus herab Richtung Wiesbaden floss. Bis auf die Gaslaterne, die mittlerweile durch eine elektrische ersetzt war, sah ich diese Straßenszene während meiner Kindheit, wenn ich aus dem Fenster blickte.

Ein paar Kunden näherten sich Pfeiffers Schuppen, blieben auf dem Trottoir stehen und blickten herüber. »Alte Kameraden«, murmelte Fritz und zuckte mit den Schultern. Dann hob er die Thekenplatte hoch und verschwand im hinteren Lagerraum, in dem Fässer mit Essig, Speiseöl und Heringen standen, daneben Kisten mit Waschmitteln, Säcke mit Erbsen, Linsen und Graupen. In einem Innenhof zum Nachbarhaus, in dem bis 1934

Fritz' Schwiegereltern gewohnt hatten, stand ein Metallfass mit Handpumpe, in dem sich Petroleum für Lampen befand.

Kurt war jetzt allein und unbeobachtet im Verkaufsraum und begann an der Registrierkasse Marke »National« und der schweren »Toledo«-Waage zu hantieren, denn deren Benutzung war ihm fremd. Er hatte noch nie im Leben irgendetwas verkauft und fühlte sich unwohl in seinem gestärkten weißen Kittel. Gegen Mittag betrat meine Großmutter Rosa Emma den Laden und rief den Sohn zum Essen. Kauend und schweigend, erinnert Kurt, saßen die Eltern ihm gegenüber. »Für meinen Vater war es ein Schock, denn er hatte fest mit seiner alten Kundschaft gerechnet«, erzählt Kurt. »Er hat geglaubt, er sei hier willkommen.«

**I**n den ersten 20 Jahren meines Lebens existiert er für mich nicht. Ich kenne nur ein einziges Foto von Fritz, das in einem Rahmen auf der eichenfurnierten Kommode in Rosa Emmas Wohnzimmer steht. Neben dem Bild stehen ein bunter Papagei aus Porzellan und ein hölzerner Storch, dessen Farbe stark abgeblättert ist. Der Storch hat eine hohle Brust, in der eine silberne Taschenuhr steckt. Storch, Papagei, Uhr – das sind die Überbleibsel von Rosa Emmas Eltern Emil und Hannchen Neumann.

Rosa Emma Beckhardt, geborene Neumann, ist eine Dulderin. Nur so hat sie neben Fritz überleben können. Hat sein unerschütterliches Selbstbewusstsein ertragen, seinen eisernen Willen, der keinen Widerspruch duldete, seinen bisweilen wolkenbruchartigen Zorn.

Werktags esse ich mit ihr das Abendbrot, während meine Eltern noch im Laden stehen. Rosa Emma spricht nicht viel, weder mit den Kunden, wenn sie an der Registrierkasse im Laden sitzt, noch mit uns. Nie erfahren wir, ob das Leben mit Fritz noch Teil ihrer Gedanken ist.

Ich ahne auch nicht, dass sich in der Kommode, vor der ich allabendlich mit Rosa Emma beim Fernsehen sitze, eine wertvolle Schatulle befindet, in der sich, auf blauen Samt gesteckt, die

*Fritz*



höchsten Orden des deutschen Kaiserreiches verbergen. 50 Jahre nach Fritz' Tod schreiben mir ältere Herren euphorische Briefe. Ich habe die Medaillen einer Handvoll Experten aus der Sammlerszene für Orden und Ehrenzeichen gezeigt. Fritz sei einer »der höchst dekorierten Mannschaftsdienstgrade im 1. Weltkrieg« gewesen, schreiben sie. Als Unteroffizier habe er die »höchste Tapferkeitsauszeichnung« erhalten, die dem »Pour le Mérite mit Eichenlaub« der Offiziere entspräche.

Was die Herren begeistert, ist ein Eisernes Kreuz mit einem Lorbeerkranz, goldenen Schwertern und einem Preußenadler, das die Inschrift »Vom Fels zum Meer« trägt. 1936 erscheint eine Liste der Träger des »Inhaberkreuzes«, auf der die Namen zweier Juden fehlen: Edmund Nathanael und Fritz Beckhardt. Die Nazis stuften den Orden damals als »höchste Kriegsauszeichnung« ein. Vor den Inhabern, die einen monatlichen Ehrensold von 20 Reichsmark erhalten sollten, hatte »jeder Posten der Wehrmacht durch Präsentieren des Gewehrs die Ehrenbezeugung zu erweisen«. Das Bild gefällt mir. Ich sehe Fritz, wie er im Morgengrauen durch das Konzentrationslager zum Stein-

*»Kreuz der Inhaber des königlichen Hausordens der Hohenzollern mit Schwertern«, eine Auszeichnung, die im Ersten Weltkrieg nur 18-mal vergeben wurde.*



bruch marschiert, die Brust vorgereckt, den Spaten über der Schulter. Am Wegrand steht die Postenreihe der SS und präsentiert das Gewehr.

War Fritz ein Nazi? Diese Frage hätte ich mir stellen müssen, hätte ich seine Schatulle früher gefunden, denn in ihr verbarg sich ein geheimnisvolles Medaillon, das ich den Herren nicht zeigte, ein silbernes Stück mit einem Durchmesser von kaum zwei Zentimetern. Als ich es Jahrzehnte später zwischen den Fingern drehe, fühle ich, dass ich den Schlüssel zu Fritz' Leben in der Hand halte.

Fritz hat das Medaillon ein einziges Mal erwähnt, als er im August 1933 für den *Schild*, die Zeitschrift des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten, einen Bericht über seine Kriegserlebnisse schrieb. Er nannte es: »dieser kleine Talisman«. Den Bericht kannte ich lange nicht, und so kam ich erst spät hinter das Geheimnis des verstörenden Medaillons.

Angelockt von einem Schaufenster voller Bücher mit deutschen Titeln, betrete ich in den 1980er Jahren das Antiquariat Pollak in der King George Straße in Tel Aviv. Es ist ein kleiner Laden mit übervollen Regalen. Auf dem Boden und auf Tischen haben sich aus Bücherstapeln Bücherberge und aus Bücherbergen Büchergebirge gebildet. Hinter einem eingestürzten Bücherberg sitzt ein Männlein, so klein, grau und verknittert, wie

ich mir Rumpelstilzchen vorstelle. Rumpelstilzchen spricht ein akzentfreies Deutsch und erzählt mir, dass die Bücher in den 30er und 40er Jahren des 20. Jahrhunderts von deutschen Juden nach Palästina gebracht wurden. Nun brächten die der deutschen Sprache nicht mächtigen Enkel die Bücher zu Pollak und machten sie zu Geld.

Ich beginne mit Rumpelstilzchen über Israel und Deutschland zu plaudern, über die Geschichte unserer Familien, und ich berichte das wenige, das ich über Fritz weiß, bis er mich durch eine Armbewegung unterbricht und im hinteren Teil des Ladens in einer von Bücherbergen gesäumten Schlucht verschwindet. Zurück kehrt er mit einem Buch, auf dessen Titelbild Fritz in einem Kampfflugzeug aus dem Ersten Weltkrieg sitzt. Auf Seite 49 ist das rätselhafte Medaillon erwähnt. Der Autor nennt es »das Hakenkreuz des Juden Beckhardt«.

Wie es anfang, bleibt im Dunkeln. Lina war schüchtern und unerfahren, er war 23 Jahre älter, und nach zehrenden Nächten, in denen er stocksteif neben Rosa Emma lag, erschien sie ihm eines Morgens im Halbschlaf. Er sah Linas schlanken Körper, die kleinen Brüste, und er wagte nicht, die Augen zu öffnen, damit das Bild nicht verschwinde. Sicher machte Fritz den ersten Schritt. Legte ihr die Hand auf die Schulter, als sie im Hof Wäsche aufhängte. Sie sah ihn an und wurde rot, während in ihm eine Wärme hochkroch, die er lange nicht gekannt hatte. Beim zweiten Mal berührte er ihre Hüfte, und als sie ihn wieder nur ansah und rot wurde, zog er sie an sich und küsste sie.

Vor Rosa Emma konnte er es nicht verbergen. Immer wenn er sie ansah, fragte er sich: Weiß sie es? Er wollte Lina berühren, er war in seinem eigenen Haus, wollte nicht mehr warten, bis er mit ihr allein war. Sich zu beherrschen fiel ihm schwer. Rosa Emma weinte, als er ihr von Lina erzählte. Später scheint es, als habe Lina für sie nie existiert. In den zwanzig Jahren, in denen ich Rosa Emma erlebe, fällt der Name kein einziges Mal. Auch Kurt hat Lina vergessen. Dass der Vater eine Affäre hatte, bleibt für ihn unvorstellbar.

Nach Fritz' Tod hat Rosa Emma auch Lina begraben. Gemessen an dem, was noch kommen sollte, war die Liebesgeschichte zwischen Fritz und dem Hausmädchen kein Drama. Aber wie erging es Rosa Emma damals? Sieben lange Jahre blieb Lina Fritz' Geliebte – bis zu seiner Verhaftung.

Wie viel Mut und Stolz die jüdische Schule in Kurts Herz gepflanzt hatte, stellte sich an einem feucht-trüben Schabbes heraus. Der Nebel hing über den Baumwipfeln der Rüdesheimer Straße; Kurt hatte sich verspätet, und Emil war allein zur Synagoge vorausgegangen.

Am Schabbes fiel Kurt allein der Kleidung wegen auf. Zu einer kurzen Hose, die er sommers wie winters trug, steckte ihn

Rosa Emma in ein farblich passendes Jackett. So rannte er aus dem Haus, um den Großvater einzuholen, als er auf dem Gehweg von drei Jungs angehalten wurde, die der Kleidung nach nicht aus dem feinen Rheingauviertel stammten. Er wurde umstellt und rechnete mit dem Üblichen: Pöbeleien, Prügel. Doch die Gruppe schien nicht auf Krawall gebürstet.

»Wo gehst du hie? Was machst du?«, fragte der Größte in breitem Hessisch.

»Ich gehe in die Synagoge«, antwortete Kurt.

»Ja un? Was machst du?«, fragte der Große.

Kurt blickte erst ängstlich, dann zunehmend erstaunt in die Gesichter der Jungs. Allmählich begriff er, dass die Frage bar jeden Hintergedankens gestellt war.

»Ich habe das Gebetbuch geöffnet und ihnen die hebräische Schrift gezeigt«, erinnert Kurt. »Dann begann ich ein Gebet vorzulesen. Es kam mir zu Bewusstsein, dass die überhaupt nicht wissen, was das ist, ein Jude. Ich hatte das kindliche Bedürfnis, ihnen zu zeigen, wer ich war, was für mich jüdisch war und auf welche Weise ich zu Gott betete.«

Die Szene mag nur wenige Minuten gedauert haben, aber wann immer Kurt erzählt, wie er, der »Juddebembes«, im sechsten Hitlerjahr auf offener Straße ein Gebetbuch geöffnet und ein hebräisches Gebet gesprochen hat, schießen mir Tränen in die Augen. Das ist der Sinn von Pessach! An diesem Tag teilte Kurt das braune Meer und schritt hindurch. Dann klappte er das Buch zu. »Ich bin schon spät dran. Ich muss mich beeilen«, sagte er und rannte Emil hinterher.